

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 7 (1952)
Heft: 2

Artikel: Natur, nur noch aus zweiter Hand : versteht der moderne Mensch noch die Natur?
Autor: Bauer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-653517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NATUR, NUR NOCH AUS ZWEITER HAND

Versteht der moderne Mensch noch die Natur?

Von Heinrich Bauer

DK 165.7

Einst umgab die Natur den Menschen wie ein Meer freundlich liebender und zugleich majestätisch schreckender Bilder. Die Natur war der Spiegel der Menschenseele, die Fülle ihrer Erscheinungen strahlte hinein und wurde staunend oder erschüttert aufgenommen.

Welche Macht waren in der Welt der Assyrer, Babylonier, Griechen die Sternbilder, ergriffen betrachtete man des Nachts ihr Licht, ihren geheimnisvollen Wandel über das Firmament. Alles Leid und Glück der ringenden Menschenseele, des Helden als des Sinnbildes tragischen Menschentums, liegt in den zwölf Taten und den zwölf Sternbildern des Heraklesmythos verborgen.

Die Holzschnitte und Tuschzeichnungen der frühen chinesischen und japanischen Epochen fangen noch das leiseste Beben des Schilfs oder der Kirschblüte, die am Hang verloren vor dem Unendlichen steht, auf, und in der Lyrik der ostasiatischen Völker bis Rabindranath Tagore schwingen hörbar die Rufe des Rohrsängers oder der Nachtigall durch die Nacht.

Alle geheimen und alle brünstig lauten Geräusche der tropischen Natur leben in der indischen, der arabischen Musik, denn ihre Sänger und Spieler hörten und hören noch wie die Griechen der klassischen Zeit den Ruf des großen Pan in der Glut der Mittagsstunde.

Was sieht nun der sogenannte moderne Mensch der europäischen und amerikanischen Großstädte, der Industrie- und Hafenstädte aller Erdteile noch von diesen Gewalten der Natur?

Die Welt des Sternenhimmels ist ihm verstellt durch das sinnlos grelle Licht der Bogenlampen, das Schweigen, die Dunkelheit der Nacht ist ausgelöscht von diesem künstlichen Tag, der keine Seele mehr zur Ruhe kommen läßt und ihre heimlichen Träume und Sehnsüchte, von denen sie früher lebte, aus ihren letzten Schlupfwinkeln vertreibt.

Kein Lied der Nachtigall, der Frösche, der sommerlichen Grille wird mehr vernommen, mahlendes Motorengeräusch, elektrisches Klaviergetöse oder Radiogegröhl übertönt die stillen, nur dem Eingeweihten noch hörbaren Stimmen der Natur.

Nachdem das frühchristliche Mittelalter von einer anderen Seite, der der sinnenfeindlichen Askese aus, die Stimmen der wie man meinte heidnischen Natur überdeckt hatte, brach diese unterdrückte Naturkraft mit der Renaissance in Italien und der gesamten abendländischen Welt wieder durch. Petrarca war es, der für seine Zeit die Natur wieder entdeckte, der ihre Schönheiten pries und als erster die von heidnischen Dämonen umschauerten Berge bestieg. In den Bildern von Botticelli, Perugino, den Fresken Raffaels in den Stanzen des Vatikans oder den Blumengewinden der Villa Chigi blühte die unvergängliche Schönheit der Natur wieder auf. Und welchen Siegeszug hat sie bis zu ihrer Widerspiegelung in den schönheitstrunkenen Augen Goethes, in seiner Italienischen Reise, seiner Naturlyrik und den großen Szenen des Faust, wo Erdgeist, Wald, Höhle und Gewitter an die dünnen Wände menschlicher Zivilisation pochen, angetreten!

Kaum ist die sinnliche und metaphysische Tiefe der Natur faßbarer geworden als in den Essays Goethes und Emersons über die Natur. Die ganze Welt der geliebten Heimat wachte auf in den Romanen, Gedichten und Bildern der Romantik von Brentanos und Hölderlins Hymnen, von Eichendorffs wald- und musikdurchrauschten Romanzen bis zu Philipp Otto Runges und Caspar David Friedrichs Bildern um das Geheimnis der unendlichen Landschaft. In Beethovens Sinfonien und Quartetten klingen nach seinem eigenen Bekenntnis die Lieder der Blauweissen und Drosseln wider, denen er auf einsamen, stürmischen Wanderungen durch den Wienerwald lauscht, solange sein physisches Ohr noch nicht ganz ertaubt war. Und welche Fülle von Glanz und Farbe, von ungreifbarem Duft der irdischen Welt haben die Pinsel der französischen und deutschen Impressionisten noch um Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts als lebende Zeugnisse der umgebenden Allnatur eingefangen!

Wo ist das alles geblieben, wo ist der Mensch dieser überklugen entleerten Moderne, der mit seinen Ohren diese Klänge noch hört, diese Farben sieht? Dieselben Menschen, die an

kahlen Museumswänden oder in kostbaren Farbdrucken diese Wunder der Natur, wie ein Künstler, ein zweiter Schöpfergott sie erlebte, ästhetisch verzückt und fachmännisch bewundern, sehen draußen im Garten in den farbigen Sternen der sommerlichen Dahlien, im leuchtendroten Klatschmohn der gelben Kornfelder, in den goldenen Rauten blühender Edelkastanien diese Wunder nicht mehr. Stumpf und schwatzend gehen und rasen sie, da man nicht mehr zu Fuß geht, achtlos daran vorüber.

Die Duftwolken unter blühenden Lindenbäumen mit Tausenden summenden Bienen riechen sie nicht mehr, und wenn sie am offenen Meer weilen, dessen graugrüne Fläche von Tausenden goldener Sonnenfunken blitzt, dann drehen sie sich hinter Glaswänden in erstickender Glut der Tanz-Cafés mit verrenkten Gliedern. Bizarre Töne verstopft näselnder Instrumente bewahren sie vor der Qual, den ewigen, melancholischen oder hinreißenden Donner des Meeres zu hören, der sich jauchzend und drohend wie zu Odysseus Zeiten auf die bebende Erde wirft.

Wenn du ihnen aber den nächtlichen Mondesglanz auf der Kuppe des Petersdomes oder der Campagna zeigen willst, fliehen sie auf der Flucht vor sich selbst und vor der Leere in ihrem Innern in die modernen Tanzbars der Ewigen Stadt und nehmen die babylonische Geräuschkulisse (aber Babylon hatte edlere Musik) auf ihre Magnetophonbänder auf, um sie der Heimat und der Ewigkeit des Archivs als bleibendes Zeugnis der Stadt Michelangelos und Palestrinas zu überliefern.

Gelangweilt wenden sie sich von dem samtblau bewellten Meer zwischen Sorrent und Capri oder von dem alten Lied der Fischer in der Ferne ab. Das altersgraue Assisi und die mit mattlila Silberstift gezeichneten Linien des umbrischen Horizonts erreichen ihre toten Sinne ebensowenig, wie die Erhabenheit des nordischen Meeres mit allen Farben des Regenbogens in der halben Stunde, da die Sonne der Mitternacht untertaucht in der Flut und wieder emporsteigt in die nordische Sommernacht, aus der Ibsens Peer Gynt wie Griegs und Sibelius' dämmerwebende Musik geboren wurde.

Das Rauschen des Waldes und des Windes, den Ruf von Käuzchen oder Buntspechten auf den Schwarzwaldhöhen, die einst Thomas Hand demütig malte, brauchten sie nicht mehr zu hören. Nicht nur in blitzblanken, blechumkleideten Riesenautos neuester amerikanischer Machart säuseln und kreischen eingebaute Radioapparate — nein, jugendliche Radfahrer und

Wanderer ziehen mit dem Kofferapparat über einsame Bergeshöhen und lauschen dort den Klängen, die an die Stelle von Beethovens Pastoralsinfonie oder Schumanns „Nußbaum“ getreten sind.

Ist dieses Bild, aus dem Erlebnis der allerjüngsten Zeit gewonnen, zu schwarz gesehen? Nein, die volle Wahrheit ist noch weit trüber, unheimlicher. Nur illegale Romantiker, die noch eine Ahnung von der blauen Blume in Novalis „Heinrich von Ofterdingen“ in der Seele tragen und die den Mut haben, als mitleidig belächelte Einzelgänger abseits der Heerstraße des kulturellen Niederganges zu gehen, hören noch diese Stimmen, sehen die Bilder und Farben der allumfassenden Natur, von der die Technik und sein eigener Aberwitz den Menschen getrennt haben.

Die Seele der meisten Zeitgenossen vermag nur noch, so scheint es, aus zweiter Hand die Bilder des Alls aufzunehmen, den nächtlichen Sphärenklang der Sterne zu hören. Sie ist stumpf und tot geworden gegenüber der Fülle der Wunder, die fern von ihren Sinnen im Unbekannten kreisen. Oder bedarf sie nur des Erweckers und der rechten Stunde, um zurückzufinden zu der Mutter aller Lebenden?

K U R Z B E R I C H T

„Kaltziehen“ von Stahl — möglich geworden

DK 669.18

Ein alter Traum der Metallindustrie, das „Kaltziehen“ von Stahl zu Halb- und Fertigwaren, ist durch eine in den USA. erprobte Verarbeitungsmethode jetzt Wirklichkeit geworden. Nachdem dieses Verfahren schon seit längerer Zeit bei anderen Metallen, wie Kupfer, Blei und Aluminium, angewendet wurde, kann jetzt auch der zähste aller metallischen Werkstoffe, Stahl, bei Raumtemperatur „gezogen“ werden. Kleinere Werkstücke, wie Stoßdämpfer, Zahnradrohlinge, Riemenscheibennaben, Träger für den Hausbau, Naben- und Achsteile sowie zahllose andere Erzeugnisse können dabei mit „spiegelglatter“ Oberfläche hergestellt werden. Die Formung der Teile erfolgt unter beachtlicher Einsparung von Zeit und Betriebskosten.

Das Kaltziehverfahren läßt sich so erklären, daß der Werkstoff unter gewissen Bedingungen die gleichen Eigenschaften besitzt wie eine knetbare Masse. Das Geheimnis des neuen Verfahrens beruht darauf, daß man das Verhalten von Stahl unter Einwirkung von Druck genau kennt und daher Matrizen konstruiert hat, die diese Eigenschaften ausnutzen. Für das neue Verfahren sind keine Spezialpressen oder Spezialstähle erforderlich und die in der metallverarbeitenden Industrie üblichen hydraulischen Stand- und mechanischen Pressen sind hierfür verwendbar.